

1. Einleitung

Vertrauenskrisen haben Konjunktur. Kaum eine gesellschaftliche Institution, die in den letzten Jahren nicht vor dem Aus stand: Banken gibt es seit der Finanzkrise 2008 nicht mehr, nach Snowden war niemand mehr online, alle Medien sind verschwunden, die Autokonzerne pleite.

Das sind natürlich ›Fake News‹ – die allerdings auf wichtige Fragen aufmerksam machen sollen: Zwar werden die Geschehnisse der letzten Zeit nicht einfach spurlos an den Menschen vorüberziehen, aber trifft das Wort ›Vertrauenskrise‹, das in aller Munde ist, überhaupt ihren Zustand? Sie partizipieren in ihren jeweiligen Rollen an den verschiedenen Teilsystemen der Gesellschaft, aber vertrauen sie ihnen auch schon allein deshalb? Ist beispielsweise die Beziehung zwischen Bürger*in und der Wirtschaft eine vertrauensvolle, die gegenüber wechselseitigen Erwartungsenttäuschungen sensibel ist? Welche Konsequenzen hat es, wenn das Vertrauen in die Wirtschaft oder die Politik verloren ist?

Sowohl im Alltagsverständnis als auch in vielen wissenschaftlichen Definitionen ist Freiwilligkeit eine notwendige Bedingung für Vertrauen. Die Vertrauensvergabe ist eine Möglichkeit unter vielen. Man kann Vertrauen schenken oder man lässt es. Gerade das Beispiel der Finanzkrise lässt die Vertrauenssemantik in Bezug auf gesellschaftliche Teilsysteme jedoch zweifelhaft erscheinen: Eine staatlich finanzierte Bankenrettung – darin waren sich führende Größen aus Wirtschaft, Politik und Finanzjournalismus einig – sei alternativlos, denn die maroden Geldinstitute wären ›too big to fail‹. An dieser Stelle lässt sich einwenden, dass auch in zwischenmenschlichen Beziehungen eine Vertrauensvergabe irgendwann alternativlos werden kann, ohne dass der Begriff dadurch in Frage gestellt würde. Für das in der Vertrauensliteratur geläufige Arzt-Patient-Beispiel gilt nämlich ebenso, dass das im Vorfeld einer Operation entgegengebrachte Vertrauen in den Behandelnden mit Wirksamkeit der Vollnarkose alternativlos wird. Geht etwas schief, kann allerdings zukünftig von der Möglichkeit der freien Ärzt*innenwahl Gebrauch gemacht werden. Im Beispiel der Finanzkrise geht jedoch die Delegitimierung des Vertrauens ex post nicht mit der Option eines Beziehungswechsels einher.

Natürlich rief die Geschäftslogik der Banken und ihre Rettung massenhaft Kritik hervor. So durfte es für Viele in Zukunft nicht weitergehen, denn das Wirt-

schaftssystem belaste offenbar andere Teilsysteme systematisch über Gebühr mit negativen Externalitäten. In der Wissenschaft wurde vermutet, dass eine derart identitätsbedrohende Vertrauenskrise zur Veränderung der wirtschaftlichen Logik des Finanzkapitalismus und infolge auch des Neoliberalismus führen müsse (vgl. z.B. Habermas 2008; Stiglitz 2008). Bekanntlich kam es anders und das *Befremdliche Überleben des Neoliberalismus* (Crouch 2011) erschien Kritiker*innen beinahe meta-physisch als *Zombie Neoliberalism* (Peck 2010).

Was solche Beschreibungen eint, ist die Feststellung des Ausgeliefertseins gegenüber einer gesellschaftsbestimmenden Logik, die sich zum Leidwesen vieler verselbstständigt hat und dem Zugriff entzogen ist. Die Ohnmachtserfahrung gegenüber Gesellschaftssystemen ist kein neues Phänomen, sondern geradezu charakteristisch für die Moderne. Die gesamte soziologische Literatur ist gefüllt mit Bildern, in denen Einzelne unverfügbaren sozialen Strukturen gegenüberstehen, von denen sie zugleich abhängig sind: von M. Webers *stahlhartem Gehäuse der Hörigkeit*, über Marx' *Basis und Überbau* bis hin zu Giddens' monströsem *Dschagannath-Wagen*, der außer Kontrolle geraten ist.

Auf der anderen Seite steht allerdings die ebenso Moderne-typische wie alltägliche Erfahrung der Gestaltbarkeit. Seit der Aufklärung ist bekannt: Gesellschaft ist eine menschengeschaffene, nicht natur- oder gottgegebene Daseinsform. Gestaltungswille und -möglichkeiten steigern sich im Verlauf der Moderne exponentiell. Praktiken, Traditionen und Routinen werden unter dem Eindruck zunehmender Verwissenschaftlichung und Digitalisierung reflektiert und damit fallibel (vgl. Beck/Giddens/Lash 1996). In der heutigen *Multioptionsgesellschaft* (Gross 1994) werden immer mehr Lebensbereiche individuell gestaltbar, da sich Erwartungshorizonte zunehmend entgrenzen (vgl. Beck/Lau 2004): Soziale Beziehungen verflechten sich über immer größere raumzeitliche Abstände (*Globalisierung*) und werden gleichzeitig von ortsgebundenen Kontextfaktoren gelöst (*Entbettung*). Durch diese Prozesse steht den Akteuren¹ also immer öfter zur Option, sich entweder an etablierten Sozialstrukturen zu orientieren oder neue Wege zu beschreiten (Vgl. Giddens 1999). Wenn es doch aber diese Optionsöffnung gibt, müsste sie dann nicht auch das Beziehungsverhältnis der Akteure gegenüber den großen Sozialregulativen der Gesellschaft verändern? Aus dieser Perspektive scheint es gerechtfertigt, hier von Vertrauen zu sprechen.

1 Die Bezeichnungen für Akteur, Agent, Leistungsproduzent und Leistungsnehmer werden in der Arbeit im generischen Maskulinum verwendet. Bei den beiden erstgenannten handelt sich um analytische Begriffe, die von allen Personenmerkmalen (z.B. dem Geschlecht) abstrahieren. Gemeint sind nicht weiter spezifizierte Entitäten, die soziale Handlungen ausführen. Leistungsproduzenten und -nehmer sind Akteure, die nur durch eine Systemreferenz kategorisiert werden. Hier können individuelle oder korporative Akteure gemeint sein.

Gesellschaftstheoretische Vertrauensanalysen sind sich darin einig, dass die Genese der modernen Sozialordnung überhaupt erst nur dadurch möglich war, dass intransparenten und unverfügbaren Strukturen und Prozessen Vertrauen entgegengebracht wurde (vgl. Endreß 2001).

Wie passen also die eingangs skizzierte Abhängigkeit von den Systemoperationen und die zunehmenden Gestaltungsmöglichkeiten der eigenen Lebensumstände zusammen? Welche Rolle spielt hier der Mechanismus Vertrauen? Bislang ist es nicht gelungen, diese zwei Grunderfahrungen der Moderne, die Dichotomie aus Determination und Voluntarismus, im Rahmen einer gesellschaftstheoretischen Vertrauensanalyse adäquat zu adressieren. Im Grunde ist völlig offen, was die vielbeschworene Vertrauenskrise öffentlicher Institutionen eigentlich bedeutet. Daraus ergibt sich ein dringender Bedarf zur Rekonzeptualisierung von Systemvertrauen als vermittelndem Mechanismus zwischen Individuum und Gesellschaft. Eine erste Leitfrage der Arbeit lautet daher:

LF1: Welche Rolle spielt Systemvertrauen in der Sozialreproduktion?

Entwicklungsgeschichtlich ist Systemvertrauen als Mechanismus der Sozial- und Systemintegration abhängig von Vertrauensintermediären, wobei zuvorderst der Journalismus zu nennen ist. Diese Einschätzung lässt sich sogar so weit zuspitzen, dass Systemvertrauensforschung immer auch Journalismusforschung ist. Der Journalismus beobachtet gesellschaftliche Interdependenzverhältnisse (vgl. Kohring 2016) und ermöglicht den Teilnehmer*innen an Öffentlichkeit, sich zu ihrem eigenen gesellschaftlichen Rollenhandeln und damit zur Gesellschaft insgesamt ins Verhältnis zu setzen (vgl. Serong 2017). Obwohl eher selten thematisiert, können diese sozialintegrativen Leistungen in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung kaum überschätzt werden. Sie werden in dieser Arbeit als analytischer Dreh- und Angelpunkt einer sozialen Dynamik gesehen, welche die o.g. Grunderfahrungen der Moderne in ihren extremen Ausprägungen radikalisiert. Denn seit einigen Jahrzehnten nimmt die Kontingenzerung der Lebenswelt eine neue Qualität an, zu der auch der Journalismus partiell beiträgt.

Ursächlich ist ein erhöhter Ökonomisierungsdruck, der vom Wirtschaftssystem ab den 1970er Jahren ausgeht und immer mehr Gesellschaftsbereiche kommodifiziert. Neu an diesem neoliberalen Kapitalismus ist vor allem die Subjektivierungsweise von Personen, die sich nun als *unternehmerisches Selbst* (Bröckling 2016) begreifen sollen. Mit der neoliberalen Regierungsrationalität wird eine Selbstverantwortungssemantik in Stellung gebracht, die Selbstführung und Selbstregulation zu vermeintlich selbstgewählten Prämissen der eigenen Lebensführung erklären. Akteure sind angehalten, alle Hürden auf dem Weg zur Zielerreichung in Gestaltungsaufgaben zu transformieren.

Gefahren, die den Operationen der Teilsysteme stets inhärent sind, werden nun als persönliche Risiken wahrgenommen und müssen dadurch entscheidungs-

förmig bearbeitet werden. Der Zwang zum Entscheidungshandeln geht mit einer wahrgenommenen Komplexitätszunahme einher: Zweckrationale Entscheidungen unter persönlichem Risiko machen aufwändige Kosten-Nutzen-Kalkulationen erforderlich. Um Erwartungssicherheit herstellen zu können, gibt es im Vergleich zu risikoärmeren Entscheidungen ein ungleich höheres Informationsbedürfnis. Entscheidende sind damit auf vermeintlich objektive Indikatoren und symbolische Zeichen zur Beurteilung von Risikoeintrittswahrscheinlichkeiten angewiesen. Dieser Bedarf wird unter anderem durch eine zunehmende Quantifizierung und Datifizierung des Sozialen gedeckt.

Journalistische Leistungsorganisationen sind ebenfalls vom Ökonomisierungsdruck betroffen, der die journalistische Teilsystemautonomie deutlicher als zuvor untergräbt. Angesichts dieser Herausforderung sind mögliche Beeinträchtigungen der sozialintegrativen Leistungen des Journalismus zu vermuten, die auch seine Funktion als gesellschaftlichen Vertrauensintermediär beeinflussen:

L2: Wie stellen sich die sozialintegrativen Leistungen des Journalismus im Neoliberalismus dar?

Neoliberale Regierungsrationalitäten zielen auf die Invisibilisierung sozialer Interdependenzverhältnisse, um nichtwettbewerbsförmige Handlungslogiken zu diskreditieren. Kann dieser sozialstrukturelle Bindungsverlust nicht kompensiert werden, so die These, können sich Sozialpathologien einstellen, die sich empirisch als Entfremdung, Anomie und Autoritarismus beobachten lassen. Letztere etwa in Form des weltweit zu beobachtenden politischen Rechtsrucks innerhalb liberaler Demokratien, der mit autoritären Haltungen im öffentlichen Meinungsbildungsprozess einhergeht. So wird auch der Journalismus immer häufiger zur Adresse universaler Misstrauensbekundungen.

1.1 Metatheoretische Standortbestimmung

Warum lohnt die wissenschaftliche Beschäftigung mit Vertrauen? Auf diese Frage geben Vertrauensforscher*innen verschiedener Disziplinen unterschiedliche Antworten. Unter anderem wird ein mehr oder weniger enger Zusammenhang zwischen Vertrauen und dem Folgenden hergestellt (vgl. McKnight/Chervany 2001: 34f.):

- Ressourcen- und Kontrollübertragung
- Nutzungs- und Kaufentscheidungen
- Information Sharing und Disclosure
- Kooperation/commitment
- Konfliktlösung

- (Team-)Performance
- citizenship behaviors (z.B. Wahlverhalten)
- Risikoverhalten im Allgemeinen
- Systemfunktionieren (von Politik, Wissenschaft, Journalismus etc.)

Trotz der mittlerweile unüberschaubaren Heterogenität der Vertrauensforschung deuten die meisten Relevanzbegründungen auf die Bedeutung von Vertrauen für einen Grundbegriff sozialwissenschaftlicher Forschung: Handlung. Vertrauen wird in Abhängigkeit des jeweiligen Verständnisses als Korrelat oder Determinante eines bestimmten Verhaltens betrachtet sowie als unmittelbare behaviorale Manifestation eines psychologischen Zustands. Gerade in empirischen Arbeiten wird implizit oder explizit die Rolle von Vertrauen für Verhaltensprognosen auf unterschiedlichen Analyseebenen (Individual- und/oder Kollektivebene) betont. Wie die o.g. Liste der abhängigen Variablen schon erahnen lässt, liegen vielen Vertrauensstudien therapeutische Motive zugrunde. Dahinter steckt die Vorstellung, Vertrauen zeitige erwünschte, Misstrauen unerwünschte Handlungseffekte. Die widersprüchlichen Befunde und kurzen Halbwertszeiten solcher Untersuchungen lassen jedoch die in den practical implications verordneten *trust-repair*-Kuren fragwürdig erscheinen. Werden in Untersuchungen mehrere Analyseebenen berücksichtigt, zeigt sich oft, dass es ratsam ist, den Mechanismus Vertrauen nicht vorab normativ zu präjudizieren (vgl. Hörlin 2016; Strulik 2011; Morgner 2018; Shockley/Shepherd 2016; Hellmann 2002: 88).

Trotz des gemeinsamen analytischen Fluchtpunkts, der in der Erklärung und Prognose sozialer Handlungen liegt, wird Handlung als basale sozialtheoretische Beobachtungskategorie eher selten direkt ins begriffliche Instrumentarium der (neueren) Vertrauensforschung aufgenommen (für Ausnahmen s. z.B. Westphal/Blöbaum 2016; Dietz/Den Hartog 2006). Dagegen wird in dieser Arbeit die These vertreten, dass die Relevanz des Vertrauenskonzepts und damit die Vertrauensforschung insgesamt erst dann zur Geltung kommen, wenn Gründe dafür angegeben werden können, warum bisherige Verhaltensprognosen ohne Vertrauensvariable – etwa die langen einschlägigen Forschungstraditionen in Soziologie und Sozialpsychologie – unzureichend sind. Auf den Punkt gebracht: Welcher Mehrwert ergibt sich für die wissenschaftliche Verhaltensklärung durch die Berücksichtigung der Variable Vertrauen? Diese Frage nach der *methodologischen Relevanz der Vertrauensforschung* lässt sich nur vor dem Hintergrund einer grundlagentheoretischen Einbettung des Handlungsbegriffs beantworten. Doch wie kann eine solche Implementation aussehen?

Die Einbettung kann eher individualistisch oder eher holistisch erfolgen, womit ein alter, bis heute andauernder Methodenstreit in den Sozialwissenschaften

tangiert ist (vgl. Lewis/Weigert 1985)²: Soziale Phänomene werden einerseits über das Zusammenwirken individueller Akteure erklärt, wobei das Explanandum vollständig auf (psychologische) Letztbestandteile der Individuen zurückgeführt wird (*methodologischer Individualismus*). Beispielhaft für diese Sichtweise steht die Vertrauens- theorie von James Coleman (1990), in der die vertrauensvolle Handlungs- entscheidung auf eine zweckrationale Kalkulation eines egoistischen Akteurs zu- rückgeht. Dahinter steht die anthropologische Grundlegung des Homo oeconomicus, also das Menschenbild autonomer Nutzenmaximierer*innen.³

Diesem Reduktionismus gegenübergestellt ist der *methodologische Kollektivismus* oder *Holismus*, der von einer irreduziblen Eigenständigkeit einer wie auch immer beschaffenen Sozialität (z.B. Gesellschaft) ausgeht. Aus dieser Perspektive sind so- ziale Phänomene nicht ausschließlich über das Zusammenwirken beteiligter In- dividuen und zeiträumliche Merkmale einer Handlungssituation erklärbar. Die zugrundeliegende These ist, dass zwischenmenschliche Interaktionen nicht ohne soziale Regulative möglich sind, welche über die bloße Interaktionssituation hin- ausweisen. Parsons und Shils (1951) haben dies am Problem der doppelten Kon- tingenz illustriert: Wie ist eine Verhaltensabstimmung zwischen zwei Interakti- onspartner*innen möglich, deren Handlungsoptionen wechselseitig voneinander abhängen, bei der jedoch alle Randbedingungen, die den Raum möglicher Hand- lungsalternativen abstecken, völlig unbestimmt sind? Ihre Antwort: nur über die Herausbildung sozialer Normen und Strukturen, die die Ausbildung gegenseitiger Erwartungen ermöglichen.

Dass institutionalisierte Normen (z.B. Gesetze) das Problem der doppelten Kontingenz nicht einfach auflösen, hat Durkheim (1988: 256ff.) an der Binde- wirkung von Verträgen nachgewiesen. Letztere ist nach seiner Auffassung nicht ausschließlich mit kontraktuellen Aspekten zwischen den Vertragsparteien erklär- bar, da »die vertragliche Regelung sozialer Verhältnisse ihrerseits als Institution gedeutet wird und solchermassen eine normativ gesättigte Legitimierung erfährt, die erst die elementare Voraussetzung ihrer effektiven Geltung bildet« (Endreß 2002: 12). Quelle der normativen Legitimierung und Bedingung sozialer Solidarität sei das Kollektivbewusstsein, das im Bewusstsein der Vertragsparteien graduell repräsentiert ist. Aus Durkheims Sicht erhöht Vertrauen nicht einfach die Chancen der Vertragseinhaltung, sondern ist überhaupt erst Determinante, um kontrak- tuelle Aspekte als verpflichtend wahrzunehmen. (Vgl. ebd.) Erstens müssen Ego und Alter also beide in die Effektivität des normativen Regulativs vertrauen und

2 Diese Differenzierung wird oft mit der Gegenüberstellung von Handlungs- und Systemtheo- rie gleichgesetzt, dies ist jedoch – wie weiter unten deutlich wird – unscharf.

3 In der Psychologie findet sich mit dem Erwartungs-mal-Wert-Modell ein Konzept zur indivi- dualistischen Verhaltensprognose, das auf ähnlich wenigen Prämissen fußt. Gegenüber der klassischen Rational-Choice-Theorie stellt dieses Modell jedoch eine Erweiterung dar, da die Werte der antizipierten Verhaltensfolgen auch emotionaler Art sein können.

zweitens müssen sie darauf vertrauen, dass das Gegenüber ebenfalls vertraut. Aus holistischer Sicht begründet sich damit die Notwendigkeit zu vertrauen in der Handlungsfreiheit des Gegenübers (vgl. Luhmann 2009 [1968]: 48).

Vor diesem Hintergrund werden die Limitationen des individualistischen Ansatzes von Coleman deutlich, der Erwartungsreziprozität in seinem rationalistischen Modell ausblendet (vgl. Funder 1999: 79f.).⁴ Individualistische Ansätze haben allgemein Schwierigkeiten zu erklären, woher die unterstellten Präferenzordnungen im Handeln der Akteure überhaupt stammen. Entweder wird die Ursachensuche sofort abgebrochen, indem bestimmte Interessen oder gar Rationalitätsformen zur (vermeintlichen) Natur des Menschen verabsolutiert werden – das Modell des Homo oeconomicus ist ein prominentes Beispiel – oder die Ursachensuche wird abgekürzt, indem die Gründe der Interessenlagen der geltenden Institutionenordnung überantwortet wird. Das letztere Erklärungsangebot beleuchtet jedoch nur eine Seite der Medaille, denn wie ist wiederum die Genese der aktuell geltenden Institutionenordnung sozialtheoretisch, also in Abstraktion ihrer historischen Spezifik zu erklären?

Da es innerhalb der Sozialwissenschaften darum geht, die Rolle von Vertrauen zur Erklärung sinnhaften, also sozialen Handelns (sensu M. Weber) herauszustellen, kommt Vertrauensforschung aus holistischer Sicht nicht ohne grundlegende Annahmen über die zwischenmenschliche Verhaltensabstimmung aus. Wie schon bei Durkheim deutlich wird, ist Vertrauen nicht nur abhängig von sozialregulativen Kontexten, sondern Vertrauen bedingt sie auch. Dies haben Vertrauens-theoretiker*innen herausgestellt, die im Konstrukt Vertrauen einen Schlüssel zur Beantwortung der soziologischen Grundfrage sehen (z.B. Misztal 1996): *Wie ist soziale Ordnung möglich?*

»Sociologically, trust is conceptualized as a reciprocal orientation and interpretive assumption that is shared, has the social relationship itself as the object, and is symbolized through intentional action. Sociological trust is not derived from, nor reducible to the psychological states of atomistic individuals; it concerns the social order as a moral order.« (Lewis/Weigert 1985: 456)

Vertrauen wird demnach eine »Brückenkopffunktion im Hinblick auf die Verknüpfung zwischen der Mikro- und der Makroebene« (Funder 1999: 87), sprich der Vermittlung zwischen Individuum und Gesellschaft, zugewiesen. Diese Schlüsselposition von Vertrauen als sozialem Kitt gewinnt besonders dann an Gewicht, wenn die Gesellschaft nicht als eine statische konzeptioniert wird. Sobald unterstellt wird, tiefgreifende soziale Wandlungsprozesse (Digitalisierung,

4 Eine ausführliche Kritik an der mikroökonomischen Vertrauensforschung findet sich bei Pavlova (2018: 42ff.).

Ökonomisierung, Medialisierung etc.) würden das Beziehungsverhältnis von Individuum und Gesellschaft verändern, ist die Frage der Vermittlung zwischen diesen beiden neu zu stellen. Darin liegt die zweite metatheoretische Bedeutung der Vertrauensforschung, ihre *sozialräumliche Relevanz* begründet. Sie offenbart sich in der Bearbeitung von wicked problems, also sozialen Phänomenen von solch hoher Komplexität, dass zwischen wissenschaftlichen Disziplinen nicht einmal Einigkeit über relevante Fragestellungen herrscht. Daher ist eine Grundlagentheorie mit hohem Abstraktionsniveau vonnöten, um die heterogenen Phänomene mit dem Konzept des Vertrauens valide adressieren zu können. Die einzige sozialwissenschaftliche Disziplin, die sich anmaßt, einen Beobachtungsstandpunkt einnehmen zu können, der noch über der Reflexionsebene gesellschaftlicher Teilsysteme liegt, ist die Soziologie (vgl. Schimank 2005b: 15).⁵ So gewinnen etwa politikwissenschaftliche oder wirtschaftswissenschaftliche Gesellschaftstheorien ihre zentralen Beobachtungskategorien aus dem Teilsystem, in dem sie verankert sind. Sie stellen deshalb den gesellschaftlichen Umgang mit Macht oder Ressourcenknappheit ins analytische Zentrum. Demgegenüber beschäftigen sich soziologische Gesellschaftstheorien mit der gesellschaftlichen Ordnung bzw. Integration in toto. (Vgl. ebd.) »Die Soziologie hat als einzige der sozialwissenschaftlichen Disziplinen den Bezug zu Problemen der Gesamtgesellschaft beibehalten.« (Habermas 2014: 20) Dementsprechend bietet es sich an, nach einer soziologischen Grundlagentheorie des Vertrauens Ausschau zu halten und vor diesem Hintergrund aktuelle Fragestellungen zu untersuchen.

Bereits die soziologischen Klassiker, vor allem G. Simmel (1900, 1908), haben die sozialräumliche Relevanz von Vertrauen erkannt und anhand der fundamentalen Umwälzungen im Übergang von Vormoderne zur Moderne herausgestellt. Hier erhält Vertrauen seine gesellschaftliche Bedeutung erst in und durch die Moderne (vgl. Frevert 2013). Daran schließt die wichtigste holistische Vertrauens Theorie an. Niklas Luhmann (2009 [1968]) öffnete die Vertrauenthematik für die modernen Sozialwissenschaften, die das Konzept bis dato eher stiefmütterlich behandelten. Zentral für seine Theorie ist der Terminus *Systemvertrauen*. Er versteht ihn als vermittelnden Mechanismus zwischen Akteur und Gesellschaft und weist ihm so eine Schlüsselposition in der Analyse von Struktur und Entwicklung der modernen Gesellschaft zu. Alle weiteren Vertrauentheorien, die in der kollektivistischen Tradition von Simmel und Durkheim stehen, beziehen sich direkt auf Luhmanns Vorarbeiten. Eine grundlagentheoretische Aufarbeitung von Vertrauensphänomenen kommt nicht an Luhmanns Theorie vorbei. Daher nimmt die Besprechung holis-

5 Höher gelegene Beobachtungsstandpunkte implizieren keinen überlegeneren Zugriff auf Wirklichkeit. Das heißt, hier wird keinesfalls eine wissenschaftliche Hegemonialstellung der Soziologie propagiert.

tischer Vertrauensatheorien hier ihren Ausgang. Zuvor wird jedoch ein Überblick über den Aufbau der Arbeit gegeben.

1.2 Aufbau der Arbeit

Die Arbeit gliedert sich in zwei Teile, welche durch Einleitungs- und Schlussteil gerahmt sind. Der erste Teil beginnt mit einer kritischen Literatursynthese holistischer Vertrauensatheorien, die die Vermittlung zwischen Individuum und Gesellschaft mit dem Konzept des Systemvertrauens adressieren. Ausgangspunkt stellt die Erstbegutachtung von Luhmanns Vertrauensatheorie dar, die theoriegenealogisch in seine erste Schaffensphase fällt (Kapitel 2). Da seine systemtheoretische Hintergrundfolie zu dieser Zeit noch deutliche akteurtheoretische Bezüge aufweist, wird in der darauffolgenden Besprechung systemtheoretischer Weiterentwicklungen auch der Ansatz von Giddens berücksichtigt, der einen Mittelweg zwischen Akteur- und Systematheorie sucht (Kapitel 3 bis 5). Die Aufarbeitung schließt mit einer Auseinandersetzung mit Grundsatzkritik am Konzept des Systemvertrauens (Kapitel 6) sowie einer Diskussion zum Stand der Theorieentwicklung (Kapitel 7). Die Diskussionsergebnisse werden sodann zum Anlass genommen, die Implementation von Vertrauen als basaler Beobachtungskategorie in Schimanks akteurzentrierter Differenzierungstheorie vorzubereiten (Kapitel 8). Auf der Basis eines neu entwickelten Systemvertrauensverständnisses kann dann die erste Leitfrage der Arbeit nach dem Stellenwert systemischen Vertrauens in der Sozialreproduktion beantwortet werden (Kapitel 9).

Während der erste Teil der Arbeit grundlagentheoretisch ausgerichtet ist, fragt der zweite Part danach, inwieweit die Bedingungen für systemisches Vertrauen gegenwärtig erfüllt sind. Diese Frage lässt sich nicht unabhängig vom gesellschaftlichen Vertrauensintermediär Journalismus beantworten, der zu Beginn des zweiten Teils – ebenfalls vor dem Hintergrund der akteurzentrierten Differenzierungstheorie – vorgestellt wird (Kapitel 10). Die Erfüllung seiner zentralen sozialintegrativen Leistungen, die auch für Systemvertrauen unverzichtbar sind, werden seit den 1970er Jahren durch den Expansionsdrang des wirtschaftssystemischen Primats in der Gesellschaft herausgefordert. Die wichtigsten Charakteristika neoliberaler Regierungsrationalitäten und Subjektivierungsweisen werden identifiziert (Kapitel 11), dabei werden einige Thesen durch Daten einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung empirisch informiert. Im letzten Kapitel des zweiten Teils werden die Argumentationsstränge zusammengeführt (Kapitel 12), wodurch sich die zweite Leitfrage nach der gegenwärtigen Bedeutung des Journalismus für die Herstellung von Systemvertrauensbedingungen beantwortet. Hier wird erneut auf einige Befragungsergebnisse rekurriert. Die Arbeit schließt mit einem Resümee, das Anlass zur Selbstreflexion und einen Forschungsausblick gibt (Kapitel 13).

